

**Robert A. Kann: Erzherzog Franz Ferdinand. Studien.** (Veröff. des österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, Bd X.) R. Oldenbourg Verlag. München 1976. 256 S.

Zum 70. Geburtstag von Robert A(dolf) K a n n, dem aus Wien gebürtigen, seit 1939 in den USA, zuletzt als ordentlicher Professor der Geschichte an der Rutgers University in New Jersey lehrenden besten Kenner der Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, erschienen acht Aufsätze über den 1914 in Sarajevo ermordeten Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este. Drei davon sind für diesen Sammelband neu geschrieben worden, alle wurden jedoch überarbeitet und auf den jeweils neuesten Stand der Literatur gebracht (vgl. S. 241).

In dem einleitenden Essay „Franz Ferdinand und die Gegenwart“ (S. 15—25) stellt K. die wichtige Frage, was dessen Persönlichkeit und Problemkreise heute noch zu sagen haben. Dabei ventiliert er auch das heikle, wohl unlösbare Kapitel, ob Franz Ferdinands strikte Zentralisationsmaßnahmen, die sich im besonderen gegen Ungarn richteten, nach einem etwaigen Regierungsantritt nicht nur eine innere, sondern auch eine gefährliche äußere Krise hervorgerufen hätten. „Hier tappen wir im Dunkeln und wollen die spekulativen Gedankenreihen abbrechen und auf festen Grund zurückkehren“ (S. 25). Diesen fand K. in dem über 200 Faszikel zählenden Nachlaß, der im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien deponiert ist, aber den Nachkommen des Erzherzog-Thronfolgers (aus der morganatischen Verbindung mit der zur Herzogin von Hohenberg erhobenen böhmischen Gräfin Sophie Chotek), der Familie Hohenberg, gehört, welche über die Benützung durch Forscher entscheidet. Vor allem der erstmals auf Englisch (in: *American Historical Review* 57/2, 1952) publizierte, nunmehr in deutscher Übertragung vorliegende Aufsatz „Kaiser Wilhelm II. und der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in ihrer Korrespondenz“ (S. 47—85) ist ein Musterbeispiel quellenkritischer Verarbeitung, die zeigt, wie stark der Autor der Wiener Historikerschule der Zwischenkriegszeit verpflichtet ist.

Auch im zweiten neu verfaßten Beitrag „Franz Ferdinand, der Ungarnfeind?“ (S. 100—126) steht ein zentrales Thema, welches das Persönlichkeitsbild des Erzherzogs schon zu Lebzeiten stark überschattete, im Mittelpunkt des Interpretationsversuches. Dabei kann die Frage, ob es möglich gewesen wäre, den Dualismus (und damit die ungarischen Verfassungsgesetze) auf eine verfassungsrechtlich einwandfreie Weise im Sinne der zentralistischen Bestrebungen des Thronfolgers abzuändern, eindeutig negiert werden. Wesentlich schwieriger läßt sich der Problemkreis von Franz Ferdinands Einstellung gegenüber Ungarn und den Madjaren an. Zu Hilfe kommt hier eine Bleistiftnotiz zu einem an Kaiser Franz Josef gerichteten Schreiben (vermutlich Frühjahr 1909): „Ich Ungarnhasser — Falsch — ich hasse die antidynastischen und hochverrätherischen Elemente aber ich liebe das Land wie jedes andere.“ Gewiß eine gewichtige Äußerung, der man — ohne in den Verdacht der Geschichtsklitterung zu kommen — nicht rundweg jedwede Relevanz absprechen darf. Gestützt auf ein reiches Detailwissen, interpretiert sie K. dahingehend, daß der Erzherzog wohl das Land, nicht aber seine Bewohner geliebt habe. Hätten sich diese seinen Wünschen, genauer seinen Befehlen, widerspruchslos gefügt, „so hätte er sie genauso geliebt, wie ein mittelalterlicher Feudalherr sein Land liebte, aber darum nicht sein Volk“. Dieses Faktum erklärt auch teilweise sein Verhältnis zum Tschechentum, dem er gewiß vorbehaltloser gegenüberstand als den Ungarn. Denn der Thronfolger darf weder als Nationalist noch als Föderalist, geschweige denn als „Trialist“ gesehen werden, weit eher als Vertreter eines

„deutsch-orientierten Zentralismus, dem nationalistische Propaganda ein absoluter Greuel war“ (S. 127). Damit leitet K. seine Betrachtungen über „Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Einstellung zur böhmischen Frage“ (S. 127—156) ein, die erstmals im „Jahrbuch des Collegium Carolinum“ (Bd 12, München 1971) erschienen. Nicht das Tschechentum als solches wird abgelehnt, wohl aber die drohende Gefahr eines Trialismus, durch den Franz Ferdinand seinen Zentralismus und die Reichseinheit gefährdet sah. Unbeschadet gelegentlicher Temperamentsausbrüche, die sich sowohl gegen den hohen deutschen wie tschechischen Adel richteten, kann Franz Ferdinand nicht als Tschechenfeind angesehen werden, doch war er auch zu keinem großzügigen nationalen Kompromiß im böhmischen Raume bereit. Verstärkt wird diese Einstellung durch die (zur Zeit nur einseitig vorliegende) Korrespondenz des Thronfolgers mit dem Grafen Ottokar Czernin, dem Außenminister der Monarchie zwischen Dezember 1916 und April 1918, der K.s dritte neue Studie gewidmet ist (S. 157—205). Auch sie schöpft aus dem Wiener Nachlaß, da das Czerninsche Hausarchiv in Winaß noch nicht durchforscht werden konnte. Deutlich erkennen wir dabei das Janusgesicht des böhmischen Aristokraten, der „gewiß die Fehler des überempfindlichen Neurotikers und Phantasten“ mitbrachte. Ebenso deutlich wird uns aber, wie stark Franz Ferdinand von Vorurteilen erfüllt war. Dabei müssen wir — wie K. lehrt — immer zwei Dinge im Auge behalten, die sich ergänzen, nicht ausschließen: hinter der rücksichtslosen Härte des wenig zugänglichen Erzherzogs, die in Geiz, Jagdleidenschaft und sozialer Einsichtslosigkeit kulminierte, verbarg sich eine innere Unsicherheit, die den Mangel an Entschlußkraft überdecken bzw. kompensieren wollte. Vieles dürfte dadurch in neuem Licht gesehen werden, nicht zuletzt auch Fragen der Außen- und Militärpolitik der Monarchie, wozu diese Aufsätze wertvollste Ansatzpunkte liefern.

Innsbruck-Rom

Alfred A. Strnad

**Friedrich Würthle: Die Spur führt nach Belgrad.** Die Hintergründe des Dramas von Sarajevo 1914. Verlag Fritz Molden. Wien, München, Zürich 1975. 352 S., 33 Abb. a. Taf., zahlr. Ktn, Ktn-Sk., Faksimiles i. T.

Der Autor, 1902 in Salzburg geboren, ist kein Fachhistoriker, sondern engagierter Publizist, war seit 1946 Chef des Informationsdienstes im Wiener Außenministerium, Presseattaché in Bonn und zuletzt Pressereferent des Nationalratspräsidenten. Diplomatischer Dienst und diplomatische Akten sind ihm also wohl vertraut, und trockene Schilderung liegt ihm nicht. Angesichts der seit Fritz Fischers „Griff nach der Weltmacht“ gegen die österreichische Politik gegenüber Serbien im Juli 1914 erhobenen Vorwürfe versucht er eine neue Aufhellung der Mordes an dem Erzherzog-Thronfolger und kommt, wie schon der Titel zeigt, zu einer neuen Verurteilung der Belgrader Politik. Ein Kernstück bildet dabei die Auseinandersetzung mit den Konsequenzen, die aus dem Telegramm des für zwei Tage nach Sarajevo entsandten Sektionsrates Friedrich Ritter von Wiesner vom 13. Juli 1914 gezogen werden, das den Satz enthielt: „Mitwissenschaft serbischer Regierungsleitung an Attentat oder dessen Vorbereitung durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten“.<sup>1</sup>

Würthle betont demgegenüber, daß diese „Kriegsschulddepesche“ unter ganz besonderen Umständen entstanden und abgesandt wurde, einen Zwischenbericht darstellte und natürlich im Zusammenhang mit dem zweiten Teil des

1) Österreich-Ungarns Außenpolitik von der bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914, Bd 8, 1930, S. 436, Nr. 10252.